

Hans Thiersch

Wie geht's weiter?

Wie geht es weiter? Was soll ich unter einer solchen Frage am Ende einer Tagung mit so detailreichen Erörterungen noch überlegen? - Die Wunschliste, wie sie sich in der Diskussion mit Frau Trauernicht gerade ergeben hat, schreit förmlich danach, weiter geschrieben zu werden und zu erörtern, ob sie und wie sie realisierbar ist. Ich denke aber, daß es nicht gut wäre, solche konkreten Überlegungen im Schlußreferat zu verfolgen; es verführt zu Wiederholungen und Verkürzungen. Ich wähle also die Flucht und eher die Vogelperspektive, um noch einmal nach weitergreifenden Linien in der Entwicklung und den darin liegenden allgemeinen Aufgaben zu fragen. Das ist natürlich gegenüber dem Detaillierten unbefriedigend, aber vielleicht als Raster zur Zuordnung der detailliert konkreten Probleme nicht ganz unnütz.

Wie geht es weiter? Ich will drei Fragen stellen:

- Was steht zu befürchten? Das mache ich kurz angesichts unserer so ausgeprägten Berufsfähigkeit, vor allem das Schwarze, Mühsame und Schreckliche zu sehen.
- Was bahnt sich Spannendes und Weiterführendes an? Wo liegen Unzulänglichkeiten und uneingelöste Potentiale, die aus dem Gegebenen heraus weitergetrieben werden müßten?
- Und schließlich: Was können und müssen wir tun, damit es so weitergeht, wie es weitergehen sollte?

1. Was steht zu befürchten?

Ich gebe Bilder von Konstellationen, die sich - im Bild geredet - wie Schlingen um den Hals der Jugendhilfe ziehen.

Die Schere zwischen Problemlagen und Hilfsangeboten ist sicher nicht geringer geworden; sie öffnet sich immer weiter in bezug auf Probleme der Familie, der Arbeit und der Armut. Aber die Kassen jedenfalls für das Soziale sind knapp und vor allem die Kommunalisierung der Jugendhilfe führt dazu, daß es hier noch einmal besonders knapp ist. Die von uns zu verwaltenden Aufgaben sind im kommunalen Haushalt gleichsam die weichen Aufgaben. Sozialhilfe muß gezahlt werden, sie steht nicht zur Disposition. Ob aber Heimeinweisung praktiziert wird, ist

Verhandlungssache ebenso wie die Inszenierung präventiver Konzepte oder die Notwendigkeit von Weiterbildung. Das macht unsere Sache schwierig und im kommunalen Verteilungskampf anfällig zum Sparen. Das Bild einer schrumpfenden, ärmlichen Erziehungs- und Jugendhilfe zeichnet sich ab. - (Ich pointiere im Detail: Wenn neuerdings Verhandlungen über Pflegesätze oder über die Fachleistungsstunde geführt werden müssen, erscheint ein neues Mitarbeiterideal: Die Mitarbeiterin soll 22 Jahre alt sein, unverheiratet und mit einer Garantie, daß sie im Anstellungszeitraum kein Kind kriegen wird; sie soll aber Erfahrungen haben und vor dem Hintergrund von Fortbildungen Kontinuität in der Arbeit garantieren.)

Ein anderes Bild: Jugendhilfe - und Soziale Arbeit insgesamt - wird gedrängt, wieder hart, deutlich und entschieden zu agieren. Es ist irritierend - und vom Problem her gesehen schwer nachzuvollziehen - wie sehr sich die öffentliche Diskussion am Problem der geschlossenen Unterbringung festbeißt, wie sehr hier - verkürzt geredet - am symbolisch aufgeladenen Exempel ein allgemeines Problem verhandelt wird: Jugendhilfe soll sich endlich - das ist die geheime, subkutane Botschaft - verabschieden von ihrer Zeit eines liberalen, laschen Verhandeln, Aushandelns und Verstehens; die Gesellschaft braucht Ordnung und Ruhe und ungestörtes Funktionieren. Jugendhilfe muß sich als deren Agent verstehen. Jenes Gründungsdokument von Hermann Nohl, daß Jugendhilfe primär interessiert zu sein habe an den Problemen, die Heranwachsende mit sich selbst haben, also an ihren Lern- und Entwicklungsproblemen und nicht primär - sondern erst sekundär, also vermittelt - an den Problemen, die die Gesellschaft mit ihnen hat, wird zunehmend blaß, wenn es nicht tendenziell aufgehoben wird. Die Gesellschaft hat Forderungen, wir sollen sie den Jugendlichen vermitteln.

Und schließlich ein drittes Bild: Jugendhilfe, - so eingespannt zwischen Sparzwängen und Auflagen, in denen sie ihr Selbstverständnis und ihre pädagogisch-humane Tradition preisgeben soll - zieht sich in sicheres Gelände zurück, in Aufgaben der Kindertagesbetreuung, der Jugendarbeit, der Beratung und der Hilfe in mittleren Schwierigkeiten. Walther Specht und Christian von Wolffersdorff werden nicht müde, die damit sich anzeigende neue Klassenspaltung von Hilfen als Menetekel an die Wand zu werfen. Es gibt wirkliche Schwierigkeiten, für die sind Polizei und Psychiatrie zuständig, - und wenn sie sich bei 12-, 13-Jährigen abzeichnen, wartet man in der Jugendhilfe eher zu, bis sie in den Zuständigkeitsbereich der Polizei geraten. Es bleiben ja die anderen, eher normalen - aber erfolgsversprechenderen -

Aufgaben der Jugendhilfe - vielleicht zunehmend praktiziert im Spiel zwischen Privatisierung und Mischfinanzierungen.

Diese drei Bilder - Jugendhilfe als eher mausgrau klägliche Veranstaltung, als eher disziplinierend polizeinahes Arrangement, als Rückzug in überschaubares Gelände - könnten sich in nächster Zeit auch jeweils auf Hochglanzpapier vorstellen, schnecke und hübsch, legitimiert durch eine Corporate Identity, computerorientiert, verwaltungsegalisiert und so ein unauffällig-wohlgefälliges Glied in einer insgesamt modernisierten Verwaltung.

Ich könnte die Bilder weiter ausmalen, wir könnten sie vor allem - hätten wir Zeit, könnte sicher jeder von ihnen andere Akzente setzen - andere Bilder entwerfen. Das verfolge ich hier nicht weiter. Es schien mir aber notwendig, zunächst zu erinnern, in welchem Gelände von Interessen, gesellschaftlichen Erwartungen und realen Rahmenbedingungen wir agieren; Überlegungen, wie es anders, positiver weitergehen könnte, bleiben fahrlässig und blauäugig, wenn sie nicht als Anstrengungen, als Risiken in Anstrengungen verstanden werden, die sich gegen die so mächtigen, die Gegenwart bestimmenden Interessenlagen durchsetzen müssen.

2. Was können wir erwarten?

Welche Entwicklungstrends zeichnen sich ab, lassen sich abtasten und ausschreiben in bezug auf das, was weitergetrieben werden sollte?

Zunächst: Die gerade skizzierten Bilder sind deshalb so verzweiflungsvoll, weil wir zu verlieren haben; die Bilder zielen nicht nur auf äußere Einschränkungen, sie zielen auf die Zurücknahme jener Arbeitsintentionen, die die Orientierung in Ausbau und Stabilisierung der Jugendhilfe der letzten 30 Jahre produktiv bestimmt haben und wie sie durchaus noch nicht eingelöst sind.

Wir haben 40 Jahre einer guten Entwicklung hinter uns, in denen der ältere Satz, daß Jugendhilfe sich einlasse solle auf die Probleme, die Heranwachsende und ihre Familien in ihren Verhältnissen haben, in einer neuen Weise fruchtbar ausgelegt werden konnte gegenüber einer auf Strafe hinzielenden, disziplinierend-repressiven Erziehungskonzeption, gegenüber obrigkeitstaatlichen Ordnungserwartungen, gegenüber Verwaltungszwängen. Jugendhilfe versteht sich als Hilfe zur Erfüllung von Rechtsansprüchen, als Vielfalt von Leistungen, die vorgehalten werden müssen, als entfaltetes Panorama lebensorientierter Dienstleistungen. Jugendhilfe hat sich - wie Soziale Arbeit generell - in ihren Institutionen und Umgangsformen entstigmatisiert

und normalisiert; sie orientiert sich - bezogen an Lebensschwierigkeiten in heutigen Belastungen - an Aufgaben der Lebensbewältigung im Spiel von Krisen und Ressourcen, Unterstützung und empowerment. Jugendhilfe wird so zum Teil des für die Moderne charakteristischen Konzepts des Sozialstaats, Teil also der Repräsentation sozialer Gerechtigkeit in unserer Gesellschaft. Sie hat darin ihren spezifischen Auftrag in bezug auf Zugangschancen zu Lernaufgaben, zu Orientierungshilfen, zu Lebensressourcen. Sie ist damit zunehmend selbstverständliches Moment in jener modernen Infrastruktur geworden, in der der Sozialstaat Hilfen zur Lebensbewältigung als selbstverständliches, selbstverständlich einklgbares Moment von Lebensqualität anbietet. - Diese vielfältigen Entwicklungen, die in vielen noch unzulänglich sind und durch gravierende Ungleichzeitigkeiten belastet,- sind durch das In- und Nebeneinander vorpreschender Leistungen und massiv retardierender Praxen charakterisiert. Sie sind gestützt und getrieben ebenso von Theoriekonzepten wie von Praxismodellen, vor allem auch fundiert durch den Rahmen jenes neuen KJHG, in dem der Paradigmenwechsel zur lebensweltorientierten Dienstleistung ebenso festgeschrieben ist wie die Vielfältigkeit und Differenziertheit unterschiedlicher Zugänge zu Problemen. Dies Projekt Jugendhilfe ist mitnichten schon eingelöst; vor allem ergeben sich in der Entwicklung wiederum neue, zunächst nicht intendierte Folgeprobleme, die angegangen werden müssen. Schon das KJHG ist, bezogen auf die herrschende Praxis, Indiz eines immensen Handlungs- und Weiterentwicklungsbedarfs. - Zu diesem Spiel von Leistungen und weiterführenden Aufgaben will ich nun Bemerkungen machen, bezogen zunächst auf die Heimerziehung, dann auf Pflegefamilien, dann auf Erziehungshilfen insgesamt und schließlich auf jenen Kontext einer Kultur des sozialen Lebens, in der die spezifischen Leistungen der Jugendhilfe ihren Ort haben.

2.1 Heimerziehung

Ich beziehe mich im folgenden auf Ergebnisse aus der Studie zu Leistungen der Heimerziehung (JULE 1999), die wir im Auftrag des EREV und vor allem mit Unterstützung des Familienministeriums durchgeführt haben, Ergebnisse aus einer repräsentativ angelegten Auswertung von Jugendamtsakten, aus intensiven, nachgehenden Befragungen von Heranwachsenden, die in Heimerziehung gewesen

sind und schließlich aus Unterhaltungen mit Mitarbeitern der Jugendhilfe, mit denen wir Ergebnisse unserer Erhebungen diskutiert haben.

In den Aktenanalysen haben wir zunächst jede Geschichte in sich selbst ausgewertet und dann die je individuellen Ergebnisse zusammengefaßt. Wir haben die Ausgangslage mit der Situation zur Beendigung der Maßnahme verglichen und, vor allem, in Beziehung gesetzt zu elementaren Arbeitsstandards (Qualitätsstandards) der Jugendhilfe, der Prüfung also, in wie weit es z.B. gemeinsame Absprachen zur Einleitung und Planung der Maßnahme gab, in wie weit Elternarbeit praktiziert wurde, in wie weit die Beendigung der Maßnahme geplant und ausgehandelt wurde. Wir haben die Formen des „Lebens an anderen Orten“, also der traditionell stationären Vollzeitunterbringung, der Wohngruppen und der Tagesgruppen unterschieden. Im generellen Ergebnis zeigt sich, daß zwei Drittel der Heranwachsenden ihre Erfahrungen im Heim als Gewinn verbuchen konnten, also, bezogen auf ihre je individuellen Ausgangsprobleme mit neuen Kompetenzen aus der Jugendhilfe hinausgegangen sind. Für ein Drittel der Heranwachsenden ergab sich während des Aufenthalts in der Heimerziehung keine Veränderung, ja gerieten sie in weitere Schwierigkeiten. Erfolg und Mißerfolg sind in sehr eindeutiger Weise bestimmt durch fachliches Arbeiten: Werden sie eingehalten, ist die Chance zum Erfolg sechs mal höher als wenn sie nicht befolgt werden. Dies Ergebnis darf aber nicht als glatter, zwingender Zusammenhang gelesen werden. Unter den erfolgreichen Karrieren gibt es eine kleine Gruppe, die erfolgreich waren, obwohl die Pädagogik wenig überzeugend agierte, und - umgekehrt - waren unter jenen, die von der Heimerziehung nicht profitierten, einige, bei denen die Pädagogik vertretbar schien. Wenn ich dieses Ergebnis als Indiz für die Leistungsfähigkeit gegenwärtiger Jugendhilfe lese, dann ist, so scheint mir, deutlich, daß Vieles aus der Programmatik der letzten 30 Jahre eingelöst ist. Standarderwartungen werden praktiziert in bezug auf die Klärung der Vorgeschichten, die Abklärung von Maßnahmen im Kontext unterschiedlicher Möglichkeiten, die Regelungen zur Aufnahme und - wenn auch deutlich weniger erfolgreich - zur Beendigung des Erziehungsverhältnisses und zur Elternarbeit. - Benutzt wird offensichtlich auch die Unterschiedlichkeit der verschiedenen Angebote innerhalb der Fremdunterbringung. Die Begründungen für einen Aufenthalt in einer Vollzeitgruppe oder einer Tagesgruppe unterscheiden sich deutlich - und in Übereinstimmung zu den jeweils spezifischen pädagogischen Möglichkeiten; zusätzliche Untersuchungen zum betreuten Einzelwohnen stützen

dieses Ergebnis. Also: Wenn die Familie oder die Elternverhältnisse belastbar und entwicklungsfähig sind, werden Kinder in Tagesgruppen vermittelt, während sie in Vollzeitgruppen kommen, wenn die Familien entweder verelendet oder in sich zerrüttet und prekäre Binnenprobleme - bis hin zu Verdächtigungen auf Gewalt - charakterisiert sind. - Natürlich können diese Aussagen auch dahin verstanden werden, daß das Amt die Diagnosen passend macht, um in seinem Handeln plausibel zu wirken; dies aber generell zu unterstellen, Fachaussagen also nur als strategische Aussagen und nicht als Sachaussagen zu lesen - wäre eine Verdächtigung von Fachkompetenz, für die es generell keinen Anlaß gibt, - auch für andere Berufsgruppe entzöge eine solche generelle Unterstellung der Diskussion von Leistung und damit dem Vertrauen in solche Leistung jeden Boden; angesichts der aber hier gegebenen Unschärfen im einzelnen nehme ich das referierte Ergebnis mit einer gewissen Zurückhaltung.

Innerhalb der differenzierten Angebote leisten Erziehungshilfen offensichtlich Unterschiedliches. Das Leben in einer Vollzeitgruppe z.B. kann dazu führen, daß Kinder im Heim ein neues Lebenskonzept finden, eine neue Heimat finden; es kann für andere eine Zwischenzeit sein, für wieder andere kann es der Verselbständigung dienen. Analog ist es bei Tagesgruppen aufschlußreich zu sehen, welche unterschiedlichen Funktionen hier nicht nur für die Kinder, sondern auch für die Eltern, vor allem auch für die Mütter, erfüllt werden zwischen der Entlastung zu Arbeitsmöglichkeiten bis zu neuen Möglichkeiten, Distanz zu sich in den Erziehungsschwierigkeiten mit dem Kind zu finden.

Diese positiven Möglichkeiten werden gestützt durch Hinweise vor allem auch aus den Selbstzeugnissen der Ehemaligen. Es war für uns eindrucksvoll zu sehen, daß Heranwachsende immer wieder ihre Heimzeit durchaus als befreiend erfahren haben, indem sie sich zuverlässig versorgt wußten, in Perspektiven für ihre eigene Lebensplanung gestellt und - vor allem - mit Erwachsenen verbunden waren, die sich auf sie eingelassen haben, für sie da waren, zugleich aber die Kunst beherrschten, ihnen - nicht als Wiederholung von Erfahrungen mit den Eltern - nicht zu nahe zu rücken, so daß ihnen Distanz blieb für die eigenen Entscheidungen und Wege; daß diese Entwicklungen sich auch in Kämpfen, Auseinandersetzungen und wechselseitigen Provokationen vollzogen, ist selbstverständlich.

Solche Ergebnisse sind wichtig - wichtig auch gegenüber einer öffentlichen Diskussion, die diese Leistungen so oft nicht zur Kenntnis nimmt. Sie dürfen aber

nicht dazu verführen, daß Probleme, also Defizite und drängenden

Entwicklungsaufgaben nicht gesehen werden.

Zwei Drittel Erfolg heißt auch ein Drittel Nicht-Erfolg; zu den deutlich werdenden vielfältigen Unzulänglichkeiten nur drei Skizzen.

Elementare Fachstandards werden bisweilen in grober und schwer nachvollziehbarer Weise nicht eingehalten. Von Akten, die nicht auswertbar sind - schließlich handelt es sich bei ihnen um Dokumente zur Legitimation oft nicht unbeträchtlicher öffentlicher Ausgaben - will ich hier nicht reden. Festhalten will ich nur Hinweise über befremdende Zustände im Heimleben und Erfahrungen mit ErzieherInnen. Gruppen sind durchaus nicht immer freundliche, pädagogisch inspirierte Arrangements; sie erweisen sich auch als Leben in Zwangsgemeinschaften, in denen der Kampf aller gegen alle gilt: Überstehen oder nicht überstehen - so erinnert sich ein Junge - durchhalten oder nicht durchhalten, übrig bleiben oder untergehen seien die Leitmaximen in seiner Gruppe gewesen. Erzieher lassen sich - so heißt es an anderer Stelle - nicht immer auf die Heranwachsenden ein. Als Nummern erfahren sie sich, man habe hinter dem Schreibtisch gesessen und verwaltet - was wir getan haben, was alle wußten, was wir getan haben, war ihm gleich. Auch was aus der Gruppe geworden ist, erfahre man vom Erzieher ganz gewiß nicht, das habe ihn nie interessiert. Dies sind skandalöse Defizite, die innerhalb des Konsens über fachliches Arbeiten angegangen werden müssen.

Gravierender ist, daß die Rekonstruktion schwieriger Karrieren in der Erziehungshilfe zur Frage drängt, ob und in wie weit das Arbeitsselbstverständnis und das verfügbare Angebot den heutigen Schwierigkeiten von Heranwachsenden immer gerecht werden kann. - Es gibt - das wurde für frühere Zeiten oft dargestellt, gilt es aber eben auch heute noch - die Gruppe von Heranwachsenden, für die offenbar keine Einrichtungen gefunden werden können, wie sie für sie notwendig wären. Das sind Heranwachsende, die seit frühester Kindheit von Einrichtung zu Einrichtung geschoben werden - Pflegefamilie, Heim, Tagesgruppe, Pflegefamilie, Psychiatrie, Heim, ein anderes Heim. Bräuchte es in einer solchen Kette von Hilflosigkeit und Unzulänglichkeit nicht andere, intensivere Planungsüberlegungen? Bräuchte es nicht jenseits der verfügbaren Aufgaben ganz andere Lebensarrangements? - (Aus Untersuchungen zu Straßenkindern - wenn ich über unsere Forschungsergebnisse hinausgehe - ergeben sich hier dramatische Fragen nach weiterreichenden Konsequenzen für die derzeitige Jugendhilfe.) - Die Unzulänglichkeit, wie sie an

solchen Karrieren besonders drastisch deutlich wird, verweist - breiter gestreut und weniger offensichtlich - darauf, daß Kinder und Heranwachsende mit Schwierigkeiten, an die man sich heranzugehen nicht getraut hat, erkennbar schlechtere Erfolgschancen haben, also Kinder, bei denen man z.B. einem schwelenden Verdacht nach sexuellen Gewalterfahrungen nicht nachgehen mochte, Kinder mit Drogenproblemen, die man auf sich beruhen ließ. - Schlechtere Chancen haben auch - und hier scheint sich das gleiche Problem noch einmal in abgeschwächerter Form zu zeigen - AusländerInnen, deren spezifische Probleme in der Unterstellung nur üblicher Schwierigkeiten nicht gesehen und angegangen werden.

Ich verdeutliche dies Problem und die daraus resultierenden Aufgaben in ein paar Bemerkungen zu Drogenproblemen. - Die Akten sind hier in irritierender Weise wenig ergiebig; auf der Szene liegt Nebel; auch die Erzählungen der Jugendlichen bleiben blaß. Weiterführend sind Unterhaltungen mit KollegInnen aus Jugendämtern und Heimen. Die jungen Leute haben Gründe, sich nicht zu erklären, denn sie wissen nicht, was der, dem sie sich erklären, daraus für Konsequenzen zieht; sie wissen nicht, wem sie trauen können. Die MitarbeiterInnen im Jugendamt ihrerseits halten sich bedeckt, da sie die Reaktionen der Heime nicht überschauen. Bei Schwierigkeiten bleiben auch die Heime vage, schon um mögliche Verlegungen nicht zu belasten. - Gewiß ist diese Undeutlichkeit nicht jugendhilfespezifisch; in ihr repräsentieren sich die allgemeinen Strukturen des Umgangs mit Drogen in unserer Gesellschaft, wie er charakterisiert ist ebenso durch Unsicherheit wie durch jene systematische Verlogenheit, in der sich die Diskurse über Genußmittel und Drogen und innerhalb der Drogen über tolerierte, nicht tolerierte, aber hingenommene und kriminalisierte Konsummuster quer zu den Fragen nach sozialer und individueller Schädlichkeit so unglücklich vermengen. Dies zu wissen aber erledigt nicht das Problem. Wenn Jugendhilfe hilfreich agieren will, braucht sie - jenseits und unterhalb von Veränderungen in der Drogenpolitik (an der sich offensiver zu beteiligen allerdings notwendig wäre) - neue Formen der Klärung und Sicherheit in der eigenen Praxis. Es gibt inzwischen sehr effektive Musterprojekte, in denen die Kommunikation auf Dauer gestellt ist, um eine gemeinsame Linie zu erarbeiten, vor allem auch in bezug auf die eigenen Schwierigkeiten und Einstellungen zum Problem und in bezug auf eine offene und offensive Diskussion von Positionen und Unterstellungen, oft auch moralisierenden Vorurteilen im Kollegenkreis. Es gibt neue

Formen eines offenen Miteinanders - vor allem auch mit Einrichtungen der Drogenhilfe und ihren unterschiedlichen Möglichkeiten der Beratung und vielleicht neu zu konzipierenden Möglichkeiten unterschiedlicher zwischenzeitlicher Kurzunterbringung.

Jenseits dieser speziellen Unzulänglichkeiten und Aufgaben wird ein allgemeines Problem deutlich. Wenn die derzeitige Jugendhilfe besonderen und besonders belastenden Problemen nicht hinreichend gerecht wird, drängt sich die Frage auf, ob das, was offensichtlich Gewinn der letzten 20 Jahre ist, die normalisierende, normale, nicht stigmatisierende und nicht pathologisierende Form des Umgangs einen Preis hat, den nämlich, daß die Sensibilität für besondere Belastungen und für Unterschiedlichkeiten nicht hinreichend ausgebildet ist, oder - diese Interpretation läge mir näher - im ausdrücklichen Bestreben um Normalität unterschlagen wird. Dagegen braucht es eine neue und ausdrückliche Sensibilität. - Gewiß wäre der Weg in spezialisierte Einrichtung zurück unglücklich, in der Normalität des Heimlebens aber braucht es spezielle Kompetenzen und, vor allem, Offenheiten zur Kooperation mit besonders ausgewiesenen Fachleuten und Fachinstitutionen.

Und schließlich und noch einmal genereller: Dieses Muster einer gleichsam nur flachen Wahrnehmung von Differenz und einer neuen Sensibilität gestützt durch spezialisierte Kooperationen und Kommunikationen muß die Strukturen im Umgang mit Mädchen und jungen Frauen bestimmen. Hier nämlich bleiben nach wie vor unter dem traditionellen Auffälligkeitsmuster des extrovertiert Dramatischen die spezifisch weiblichen Erfahrungs- und Bewältigungsmuster nachrangig.

2.2 Zu Pflegefamilien könnte man natürlich zunächst die gleichen Fragen durchgehen, wie ich sie für die Heimerziehung verhandelt habe, Fragen also z.B. nach der Differenzierung im Angebot, nach der Klärung der Passung und der Institutionalisierung dieser Klärung zwischen den unterschiedlichen Bedürfnissen, Fragen z.B. zum Umgang mit besonderen Belastungen und, nicht zuletzt, zur Unterstützung und Beratung in Schwierigkeiten und zur entlastend-entlasteten Kooperation mit anderen Institutionen. - Dies will ich nicht weiter verfolgen und statt dessen nur eine Entwicklung skizzieren, die sich im Zusammenspiel von Heimerziehung und Pflegefamilien ergibt und die mir für die weitere Entwicklung der Jugendhilfe wichtig scheint.

Heimerziehung hat sich in den letzten Jahrzehnten sehr differenziert, nicht nur nach Vollzeitgruppen, Tagesgruppen und Wohngruppen, sondern auch nach unterschiedlichen Formen unterschiedlich intensiver Beratung und Betreuung z.B. in Wohngemeinschaften und in unterschiedlichen - und wiederum unterschiedlich betreuten - Einzelarrangements; damit entwickeln sich in der Heimerziehung Arrangements, wie sie sich auch im Kontext der sich differenzierenden Pflegefamilien-Arrangements ergeben. Privatheit - als Charakteristikum von Pflegefamilien - und Fachlichkeit - als Charakteristikum von Heimerziehung - durchdringen sich im Medium von Unterstützung, Beratung und Planung; private und fachliche Kompetenzen fügen sich zu neuen Profilen, in denen sich ein neues Verständnis einer auf fachliche Unterstützung angewiesenen Privatheit ebenso ausbildet wie eine auf Kooperation mit und Delegation und Auslagerung zu privat orientierter Fachlichkeit. In diesem Zusammenspiel - genereller geredet also in neuen Formen einer Vergesellschaftung des Privaten und einer Privatisierung von Vergesellschaftung - zeigen sich Möglichkeiten der Hilfe, von denen ich vermute, daß sie in Zukunft noch wichtiger und interessanter werden; darauf werde ich später noch einmal zurückkommen.

2.3 Heimerziehung und Pflegefamilien sind Möglichkeiten, Kinder an anderen Orten unterzubringen. Vor den damit gestellten Problemen aber steht die Frage, was geschehen kann, damit eine Fremdunterbringung nicht notwendig wird, die Frage also nach ambulanten und präventiven Möglichkeiten. Unter der Frage, wie es weiter geht, kann man Heimerziehung und Pflegefamilien nicht erörtern, ohne sie im Kontext des Systems von Jugendhilfemöglichkeiten insgesamt zu sehen. - Gewiß, die Rede von Prävention ist zur Zeit wohlfeil und zugleich offensichtlich belastet; der bisweilen medizinisch-gesundheitspolitisch geschärfte Blick ist Problemen der Jugendhilfe ebenso äußerlich wie - vor allem - die in der Frage nach Prävention immer gegebene Orientierung an möglichen Risiken, an der Verhütung von Risiken und Katastrophen; der präventive Blick ist einer, der sich am worst case orientiert. Jenseits aber der in diesem Zusammenhang notwendigen Abgrenzungen und Klärungen gibt es - so scheint mir wenigstens - eine pragmatische und darin sinnvolle Bedeutung von Prävention: Prävention fragt - jenseits der Arbeit in schon verhärteten und oft auch individuell zugespitzten Konstellationen - nach Bedingungen von Unterstützungen und Hilfen, in Entwicklungen, die sich erst abzeichnen; sie fragt -

pointierter formuliert - nach den Möglichkeiten gleichsam „undramatischer“ stabiler und belastbarer Hilfsangebote, die über Ressourcen und Mut verfügen, sich auch auf sich abzeichnende problematischere Aufgaben einzulassen. (Wie schwierig dies ist, zeigte sich gerade schon im Kontext der Heimerziehung, die in besonderen Konstellationen durchaus präventive Funktionen erfüllen müßte.)

Von einem so verstandenen Präventionskonzept zeigen sich in der Jugendhilfe und im Bildungswesen massive Defizite; die Möglichkeiten z.B., die sich von der Frühförderung aus ergeben könnten, die Möglichkeiten im Kindergarten, in der Schule, aber ebenso in der Jugendarbeit sind oft nicht genutzt; man fühlt sich in sich abzeichnenden Schwierigkeiten nicht herausgefordert, kennt gezielte Möglichkeiten nicht und mag sie auch - aus Berufsstolz, Arbeitsselbstverständnis und Vorurteilen - nicht in Anspruch nehmen. (Diese Fremdheit, die ein offenes Agieren in Randzonen verhindert, ist - allgemein geredet - übrigens gegenseitig, wie U. Bürger feststellt, wenn er in Falldarstellungen der Erziehungshilfe Erfahrungen aus der Jugendarbeit kaum in Rechnung gestellt findet.) - Defizitär sind vor allem aber auch innerhalb der Jugendhilfe speziellere präventive Hilfen, also niedrighschwellige Angebote der offenen Beratung und der Straßensozialarbeit - der Straßensozialarbeit im Kontext von Gemeinwesenarbeit, also nicht schon spezifiziert auf besondere Szenen mit gleichsam aus ihren üblichen Lebensmustern herausgefallenen Heranwachsenden.

2.4 Das Zusammenspiel von stationären und ambulant-präventiven Möglichkeiten, der Zusammenhang also unterschiedlicher Angebote der Erziehungshilfen wird neuerdings im Konzept der integrierten und flexiblen Hilfen verhandelt, also in einem Konzept, das die bestehende Praxis radikalisiert. Unterschiedlichen Angebote müssen gegeneinander offen und transparent in einer Region, in einem Versorgungsgebiet zur Verfügung gestellt werden; der Fokus von Erziehungshilfen ist die Region und die in einer Region verfügbare belastbare Infrastruktur. Und: Hilfsangebote sind nicht nur im Horizont des Kanons verfügbarer und geprägter Hilfsarrangements notwendig, sondern müssen - bestimmt von den spezifischen Problemlagen in Regionen und bei Kindern und ihren Familien - spezifisch, also konstellations- und situationsbezogen entworfen werden. Dies zu verhandeln ist ein eigenes - und in den Verwerfungen der gegenseitigen Diskussion heikles - Vorhaben; ich muß mich auf Hinweise beschränken; die aber scheinen mir

notwendig, wenn Probleme der Fremdunterbringung unter der Frage, wie es weiter geht, gesehen werden sollen.

Das Reden von Flexibilisierung und Integration ist zur Zeit Mode. Sein - wie mir scheint notwendiger - Sinn kann nur deutlich werden, wenn es gegen Mißbrauch und Mißverständnisse ausgewiesen wird. Die Rede von Flexibilisierung im allgemeinen wird benützt, um Arbeitsstandards und -traditionen aufzuheben, in der Erwartung, daß sich im offenen Feld neue Produktivität entfaltet. Flexibilisierung - so verstanden unter dem Motto, wie billig kriegen wir es hin - ist ein veredelnder Titel für De-Regulierung. - Der in der Rede von Integration gegebene Rekurs auf gegebene sozialräumliche Verhältnisse steht in Gefahr, zum Sozialkitsch zu verkümmern. Er kann suggerieren, als wenn dies für alle Menschen selbstverständlich, wichtig und erfreulich sei; die Realität unserer Zeit aber ist diffiziler; für viele Menschen ist der Sozialraumbezug gleichgültig und irrelevant; sie leben in Beziehungen, die im Zeichen von Mobilität und Globalisierung nicht auf Nähe angewiesen sind. Für die Menschen aber, die in sozialräumlichen Gegebenheiten leben, zeigen sich diese als vielgliedrige, oft schwer überschaubare, widersprüchliche Realität: Wohngebiete und Szenen bedeuten höchst unterschiedliche Ressourcen und Umgangsformen für Kinder, für Frauen mit Kindern, für Heranwachsende - unterschiedlich nach jungen Männern und jungen Frauen - und für alte Menschen. - Die Rede vom Sozialraum muß davor gefeit sein, zurückzufallen hinter die Konzepte der sogenannten offensiven oder aggressiven Gemeinwesenarbeit, in denen man immer schon wußte, daß eine Region ein Kampfplatz ist, auf dem die verschiedenen Kulturen, die Nicht-Unterdrückten und Unterdrückten miteinander sich auseinandersetzen müssen, ein Kampfplatz, auf dem Interessen - auch als Gegenmacht - artikuliert werden müssen. Präzisionsbedürfnis ist auch das fachliche Konzept der Flexibilisierung im spezifischen Sinn, also das Konzept der Hilfen, die in die je konkrete Konstellation hinein geplant und praktiziert werden. -Daß dieses Prinzip, das für die Programmatik von Jugendhilfe seit je konstitutiv war, bewußt wieder aufgenommen und radikal ausgelegt wird, ist unmittelbar plausibel; die Entwicklung der Jugendhilfe nämlich in den letzten Jahrzehnten hat dazu geführt, daß sich das differenzierte Angebot in sich selbst verfestigt, gleichsam institutionell verhärtet hat; indem man glaubte, daß die gegebene Vielfältigkeit der definierten Maßnahmen die gegebenen Probleme abdeckt, begnügte man sich damit, Probleme im Hinblick auf Angebote zu

beschreiben und Hilfen aus einem gegebenen Katalog zu benützen. Es scheint mir eine gewisse Tragik des KJHG, daß die hier als Möglichkeit der Differenzierung in bezug auf unterschiedliche Problemlagen gemeinte Vielfalt von Hilfsformen sich gegen die allgemeine Intention verselbständigt hat; Jugendhilfe erscheint dann - im Bild geredet - wie ein Insektenauge, in dem die unterschiedlichen Seh-Prismen mit ihren unterschiedlichen Zugängen zur Wirklichkeit nebeneinander liegen. - Die gegen solche Verkürzungen notwendige Intention von Flexibilisierung aber wird verkürzt, wenn sie - zum einen - nur als Korrektur innerhalb des gegebenen Systems ausgelegt wird; sie wird aber ebenso verkürzt, wenn in ihrem Zeichen suggeriert wird, als müsse gleichsam alles je aus dem Fall neu entworfen und konzipiert werden: Das Prinzip Flexibilisierung möchte ich als Arbeitsmaxime verstehen, das ebenso in gegebenen Angeboten - wenn sie passen oder passend kombiniert werden können - praktiziert wird wie in Formen, die über das bestehende Repertoire hinausgreifen. Entscheidend ist, daß das, was etabliert ist, zur Diskussion gestellt werden muß, daß im Planen und Handeln aus der Situation das entscheidende Kriterium liegt und die rechtlichen, organisatorischen und professionellen Bedingungen ein offenes Handeln erlauben, ja zu ihm provozieren. - Und schließlich: Das Maß für eine Neuorganisation im Zeichen von Integration und Flexibilisierung muß darin liegen, welcher erkennbare Gewinn für die Region und die Adressaten sich ergibt; Vermittlung und Bewegtheit sind keine Werte an sich, sie sind Mittel zum Zweck. - Das Programm der integrierten und flexiblen Hilfen ist evident; um es zu realisieren, braucht es viele und mühsame Unternehmungen. Ich gestehe, daß wir in einem Umstrukturierungsprojekt, an dem wir beteiligt sind, immer wieder entgeistert sind über die realen Schwierigkeiten in den Kooperationen, wenn sie über die Verhandlung des konkreten Falles - da klappt vieles gut - hinausgehen sollen, entgeistert also über die strukturellen Schwierigkeiten im Spannungsfeld von freien und öffentlichen Trägern, von Sachzuständigkeit und Finanzzuständigkeit, über die Schwerfälligkeit und Ineffektivität in verbindlichen Kommunikationen, in der Bearbeitung der Unterschiedlichkeit von Positionen, Traditionen, Vorurteilen und Ängsten. Das Ausmaß von Schwierigkeiten, Aufgaben, aber auch Möglichkeiten, das mit diesem Programm gegeben ist, ist groß.

2.5 So weit Entwicklungstrends aus der fachlichen Diskussion. Überlegungen aber dazu, wie es weiter gehen soll, wären unverantwortlich unvollständig, wenn sie nicht

erweitert würden im Hinblick auf die Position der Jugendhilfe in unserer Gesellschaft, also im weiteren Zusammenhang der Kultur des Sozialen.

Wenn Erziehungshilfen sich so, wie ich es skizziert habe, auf der Basis von Normalisierung und Differenzierung öffnen hin zu ambulant-präventiven, integrierten und flexiblen Angeboten, dann entsteht in dem in sich transparenten und niedrigschwellig organisierten Gefüge der Hilfen als Gegenbild gleichsam die Schreckensvision einer allgegenwärtigen und gläsernen Jugendhilfe. Die Diskussion über die Zukunft der Jugendhilfe darf also nicht geführt werden ohne die komplementäre Diskussion zur Position der Jugendhilfe in der Demokratie.

Das Konzept einer lebensweltorientierten Jugendhilfe hat programmatisch immer seinen Ausgang gesetzt in den Erfahrungen und Deutungsmuster der AdressatInnen. Unser Wissen aber über ihre Verhältnisse - und vor allem über die Wirkung von Erziehungshilfen in diesen Verhältnissen - ist nach wie vor bescheiden. Wie erleben Eltern Elternarbeit, Ratsuchende Beratung, Sozialhilfeempfänger den sozialen Dienst? Um es böse zu pointieren: Wir verfügen über eine sehr elaborierte und diffizile Literatur dazu, wie Berater den Beratungsprozeß arrangieren und wie sie - das ist die selbstverständliche Unterstellung - klug, sensibel und hilfreich sich auf die Probleme derer, die sich an sie wenden, einlassen. Wie dies gleichsam von unten aussieht, wissen wir kaum. Diese Literatur scheint mir prototypisch für eine Erziehungshilfe, die sich der Außensicht, der Sicht aus der Perspektive der Adressanten, der „Kunden“ - und eben auch der Opfer nur ungern aussetzt. Zu den Diskussionen jedenfalls, die die Psychiatrieerfahrenen der Psychiatrie aufgenötigt haben, gibt es bei uns kein Pendant.

Ebenso gravierend aber wie diese Einseitigkeit scheint mir, daß in der Jugendhilfe der Status der AdressatInnen als Bürger einstweilen nur unzureichend geklärt ist. Andreas Schaarschuch wird nicht müde einzuklagen, daß die Soziale Arbeit ihre Fortschritte in bezug auf soziale Verteilungsgerechtigkeit auch mit patriarchalen Formen der Hilfe, mit Mustern einer fürsorglichen Belagerung erkaufte hat, in denen elementare Bürgerrechte hintangesetzt oder außer Kraft gesetzt werden. Die neuen Publikationen vom ISA in bezug auf Partizipation weisen in diese Richtung ebenso wie das Konzept der demokratiethoretisch verstandenen Dienstleistung. Es fehlen institutionell gesicherte Regelungen der Partizipation, vor allem Regelungen auch zu Einsprüchen, Beschwerden und Klagen; warum gibt es z.B. keine

Vertrauenskollegen, die - analog zu Betrieb oder Schule - dazu da sind, daß man sich an sie wenden kann, damit sie fraglichen Anlässen nachgehen?

Jugendhilfe und Bürgergesellschaft sind ein Aspekt des Verhältnisses von Gesellschaft und Jugendhilfe im Zeichen der Kultur des Sozialen, ein anderer ist die Frage nach Konsequenzen, die sich aus den rasanten Strukturveränderungen in unserer Gesellschaft auch für die Jugendhilfe ergeben. Im Verhältnis von Pflegefamilien und Heimerziehung ergab sich oben, daß sich hier neue Formen der Vermischung und Verbindung privater und professioneller Hilfsmuster entwickeln. Die damit aufgeworfene Frage nach neuen und anders profilierten Formen von Hilfe wird sicher bestimmt sein z.B. durch die zunehmende Veränderung des Verhältnisses zwischen den Generationen ebenso wie des Verhältnisses zwischen den Geschlechtern, in dem sich die Arbeitsteilung zwischen Frauen und Männern verschiebt, einhergehend - und maßgeblich gestützt - durch eine Veränderung in der Einstellung zur Arbeit, einer Öffnung also der Arbeitsgesellschaft hin zu einer Beschäftigungsgesellschaft. Verschieben sich Engagement und Ressourcen für soziale Hilfen, wenn die reguläre Arbeitszeit weiter zurückgeht? Wenn Vollzeit-Normalarbeitsverhältnisse zunehmend weniger die Regel sind und wenn andere Formen der Beschäftigung attraktiv sind? Braucht man - um Konkretisierung nur anzudeuten - weniger organisierte Kindergartenplätze als Unterstützungen für Eltern, die Kindergruppen organisieren sollen? Braucht man intensivere Ressourcen und Beratungen für Familien, die ihre Verhältnisse so weit stabilisieren wollen, daß sie sich auch auf schwierige Kinder einlassen können? Braucht Jugendhilfe neue und vielfältige Kompetenzen eher zur Beratung und Unterstützung solcher Initiativen, also Kompetenzen der Unterstützung und Mediation? - Die Entwicklungen sind offen und darin in vielem auch beängstigend. Mich beschäftigt, wie weit für die Entwicklung unserer Arbeit gelten wird, was wir unseren AdressatInnen immer zumuten, daß Lernen in heutiger Gesellschaft nämlich bedeutet, sich auf Ungewißheit einlassen können.

3. Was müssen wir tun?

In solche Überlegungen will ich mich aber nicht weiter verlieren; wichtig scheint mir, daß wir neben solchen programmatischen Entwürfen auch fragen, wie sie befördert werden können, was wir von uns verlangen müssen, damit solche Entwicklungen in

unserer Gesellschaft realisiert werden. Auch dies ist ein weites Feld, ich deute Stichworte an.

Ausgegangen bin ich in meinen Überlegungen von Schreckensbildern einer sparsamen, repressiven, wirtschaftsförmigen Jugendhilfe. Die - im zweiten Durchgang skizzierten - Perspektiven einer normalisierten, entstigmatisierten aber problemsensiblen, einer transparenten, kooperativen, integrierten und flexiblen Jugendhilfe müssen dagegen ausgewiesen und vertreten werden. Jugendhilfe realisiert ihren Part in unserem Sozialstaat, ihren Part als eine der Repräsentanten sozialer Gerechtigkeit, in Formen, die heutigen Problemkonstellationen gerecht zu werden versuchen und versucht, die mit der Entwicklung gegebenen hemmenden, unproduktiven, kontrafaktischen Wirkungen zu unterlaufen. Es braucht - neben der öffentlich so breit geführten Diskussion zur Sozialpolitik in ihren klassischen Aufgabenfeldern der Versicherung und Versorgung - eine intensive politisch öffentliche Diskussion über diese Aufgaben und Möglichkeiten der Jugendhilfe. Der Breite des Jugendhilfeangebots, der Selbstverständlichkeit, in der dieses Angebot im kommunalen Raum vorausgesetzt und eingeklagt wird, entspricht die öffentliche Diskussion nicht. Hier - in einer stark zu machenden politischen Diskussion der Jugendhilfe, in einer Diskussion zur Sozialarbeitspolitik - besteht immenser Nachholbedarf.

Eine solche Diskussion aber steht auf schwachen Füßen, wenn sie nicht in anderer Weise als bisher gestützt werden kann durch Forschung. Der Überhang programmatischer Diskussionen gegenüber analysierend nüchterner Forschung in der Jugendhilfe wird seit langem beklagt. Auch wenn es langweilig ist, die diesbezüglichen Postulate des 8. und 9. Jugendberichtes nach einem Ausbau von Forschung immer wieder zu wiederholen, ist das Problem bis heute ungelöst. Die Diskrepanz zwischen den realen Veränderungen der Jugendhilfelandchaft und den nur so spärlich verfügbaren sozialstatistischen Daten und den nur so spärlich realisierten Projekten, die - im Zeichen der schon von Bernfeld eingeklagten Tatbestandsgesinnung - analysieren, was praktiziert wird, ist beklemmend und unbegreiflich in unserer in so vielen und oft unwesentlicheren Bereichen ganz selbstverständlich auf den Zusammenhang von Forschung, Entwicklung und Praxis setzenden Gesellschaft. - Gewiß: Jenseits der allgemeinen Forschungspolitik intensivieren sich Forschungsanstrengungen; die Forschung zu Erziehungshilfen koordiniert sich, vor allem die Evaluationsforschung boomt; die Defizite aber bleiben -

bezogen auf die Breite des Feldes und vor allem verglichen mit dem Forschungsstand in anderen sozialen und pädagogischen Bereichen (von Medizin und Chemie einmal ganz abgesehen) - groß.

Forschung ist eines, Öffentlichkeitsarbeit ein anderes. Neben der hier zur diskutierenden Notwendigkeit, Leistungen der Jugendhilfe in andere öffentliche Diskurse - z.B. zur Familienpolitik oder zur Kriminalpolitik - zu vermitteln, möchte ich hier und abschließend nur eine Vermutung äußern, warum die Selbstdarstellung der Jugendhilfe in der Öffentlichkeit oft sehr wenig befriedigend erscheint. Unsere auf Schwierigkeiten in der Arbeit fixierte, leidensbereite und manchmal lamoyante Art der Selbstdarstellung, einhergehend mit einer Art mausgrauer Unauffälligkeit, ist öffentlich wenig attraktiv. Aus den Analysen von Hallmoss (in: Die Heiler) ergibt sich, daß Therapien überzeugend sind, wenn Therapeut und Klient glauben, daß sie einen effektiven Weg zur Hilfe verfolgen. In der Öffentlichkeit sind Problemlösungsstrategien erfolgreich, wenn sie getragen sind von der Überzeugung, effektiv zu sein. Daß die Jugendhilfe hier, konfrontiert mit den derzeit gegebenen gesellschaftlichen Widrigkeiten, ebenso wie mit den Schwierigkeiten der Hilfe und Unterstützung im einzelnen nicht einfach in marktgängige, optistische Selbstüberzeugung einstimmen kann, ist unaufhebbares Moment ihrer Ehrlichkeit; daß diese aber dazu verführt, Erfolge auch da, wo es sie gibt, nicht offensiv zu vertreten, ist fatal. Fatal aber ist es vor allem, wenn nicht unterschieden wird zwischen Problemen, die nach innen zu verhandeln sind und ihrer Darstellung in der Öffentlichkeit. Wenn Goethe einmal formulierte, daß er genug Probleme in sich selbst habe und deshalb von anderen eher Unproblematisches erwarte, läßt sich dies auf Erwartungen der Öffentlichkeit übertragen, denen wir uns - wenigstens ab und an und sicher mehr - stellen müssen.